

## Stadtviertel oder Ghetto? Das mittelalterliche Judenviertel Regensburg

Silvia Codreanu-Windauer

*Regensburg (Bayern); 10.–13. Jh.; Ghettobegriff; Abgrenzung*

Es gibt kaum ein Fachgebiet der Mittelalterarchäologie, das so schwierig ist wie die Erforschung jüdischen Lebens im Mittelalter. Einerseits stoßen die rein archäologischen Methoden alsbald an ihre Grenzen, denn das gängige Fundmaterial läßt sich bis auf wenige Einzelfunde kaum ethnisch-religiös auswerten. Grund hierfür ist das im Mittelalter für Juden geltende Zunftverbot, das zur Folge hatte, dass es mangels jüdischer Handwerker keinen eigenständigen jüdischen Fundniederschlag gibt. Vom Kochtopf bis hin zur ergrabenen Architektur (gemeint sind sowohl profane als auch sakrale Bauten) – alles wurde in der Regel von christlichen Handwerkern beziehungsweise Bauleuten geschaffen. Andererseits ist auch von archäologischer Seite her eine Annäherung an die Problematik des Judentums im Mittelalter nicht ohne das Wissen um den in eben dieser Zeit aufkommenden Antijudaismus mit seinen schrecklichen Folgen (bis hin zur Rassenlehre des 20. Jhs.) möglich. Mit einem dementsprechenden Filter ist daher ein Großteil der historischen Quellen und der umfangreichen Sekundärliteratur zu bewerten, die ohnehin die Hauptquellen unseres Wissens über die Juden im Mittelalter darstellen. Auf den ersten Blick scheint die Archäologie des jüdischen Mittelalters auf ein Mittel zur Veranschaulichung der allein durch Archivalien erschließbaren Fakten reduziert zu sein. Dass diese Ebene dennoch überschritten werden kann, belegt unter anderem die Ausgrabung am Neupfarrplatz in Regensburg, die zwischen 1995 und 1998 zur großflächigen Untersuchung eines der bedeutendsten mittelalterlichen Judenviertels führte. Wahrscheinlich waren es Juden aus Regensburg, die als Händler auf der Donau bereits in der Raffelstetter Zollordnung aus dem Jahre

903 genannt werden. Mit Sicherheit stellten sie im 10./11. Jahrhundert einen wichtigen Teil des Wirtschaftsgefüges der aufstrebenden Stadt dar: Als Fernhändler statteten sie Karawanen aus, um begehrte Luxusgüter an die Höfe der Mächtigen zu bringen. Als ‚Russengänger‘ brachten sie aus Kiew und dem Wolgaraum Pelze, Pferde, Wachs und Metalle in die Donaustadt. Aufgrund der guten Kontakte zu Kaiser und Herzog vermochten die Regensburger Juden ihre Handelsprivilegien zu sichern: 1182 bestätigte ihnen Kaiser Friedrich Barbarossa das Recht, mit Gold, Silber, anderen Metallen und Waren aller Art zu handeln. Damit ist auch die Geldleihe gemeint, die sich bald zur Haupteinnahmequelle der Regensburger Juden entwickelte, die den Christen aufgrund des kanonischen Zinsverbotes verschlossen blieb. Die in zum Teil enormer Höhe verliehenen Summen tauchen schlaglichtartig in den Archivalien auf. Mit der im Sommer 1996 gemachten Entdeckung des in einem jüdischen Keller um 1388 vergrabenen Schatzes wurde das beachtliche Kapital dieser Gemeinschaft auch archäologisch im wahrsten Sinne greifbar: die 625 meist ungarischen Goldmünzen, die in drei kleinen Tongefäßen deponiert waren, stellen bis heute einen der größten Münzschatze dieser Zeit in Deutschland dar.

Die wirtschaftlichen Entwicklung ging einher mit der Blüte jüdischer Gelehrsamkeit, die mit dem religiösen Disput zwischen Juden und Christen im 10. Jahrhundert bereits ihren literarischen Niederschlag fand. Den geistigen Höhepunkt erlebte die Regensburger Gemeinde im 12. und 13. Jahrhundert, als an ihrer berühmten Talmudschule Gelehrte wie Ephraim ben Isaak, oder Rabbi Jehuda ben Samuel hechasid lehrten.

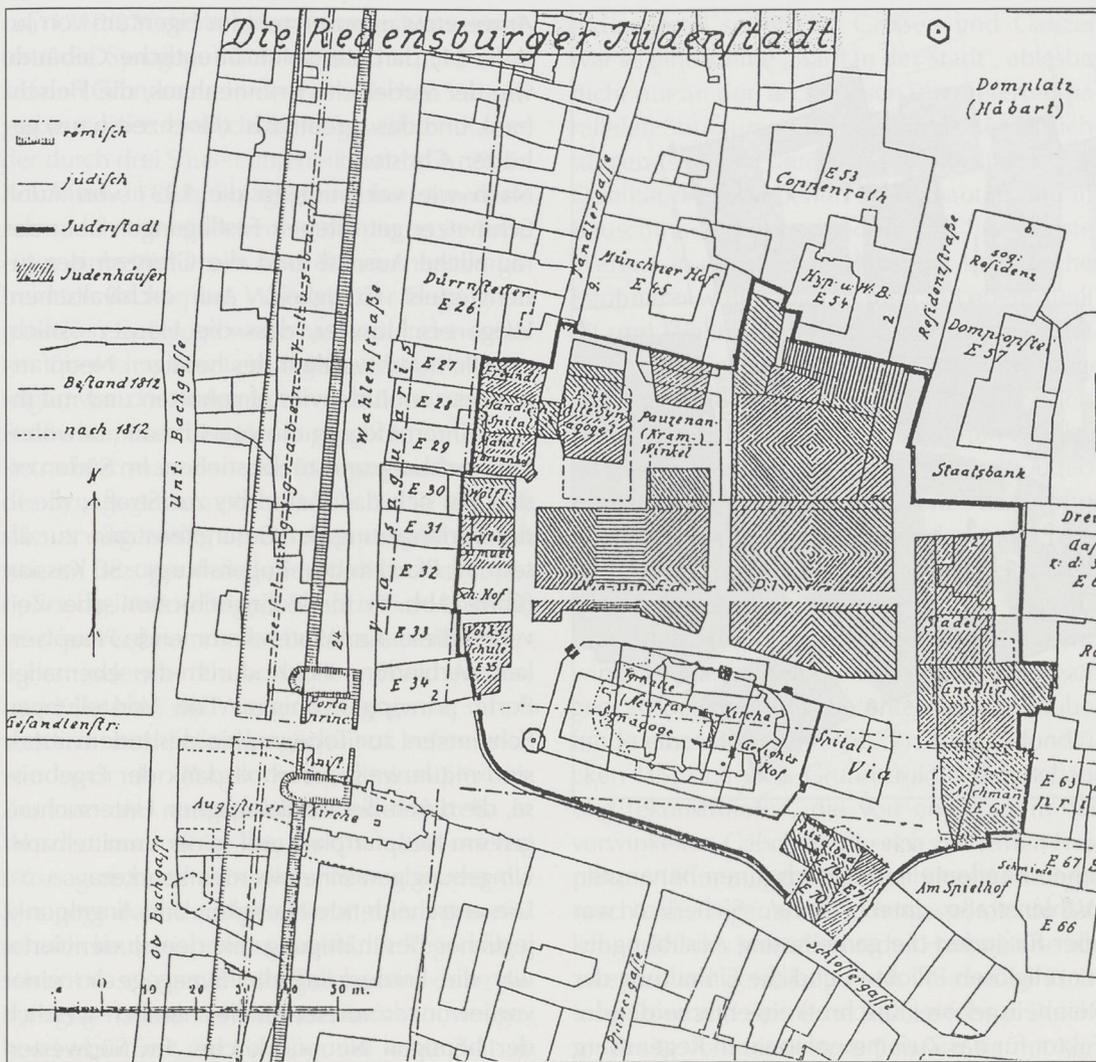


Abb. 1: Regensburg, Rekonstruktion der Judenstadt (nach A. Schmetzer 1931).

Die Regensburger Juden hatten die Pogrome im Zuge der Kreuzzüge 1095 und der Pest 1350 im Gegensatz zu allen anderen rheinischen beziehungsweise bayerischen Gemeinden gut überstanden. 1519 jedoch ereilte auch sie das Schicksal der Vertreibung und setzte unter das über fünf Jahrhunderte lang währende jüdische Dasein einen Schlusstrich – das letzte und bedeutendste mittelalterliche Judenviertel wurde regelrecht platt gemacht, um zum Schauplatz der ekstatischen Wallfahrt ‚Zur Schönen Maria‘ zu werden.

Drei Jahre zuvor, im Jahr 1516, musste die jüdische Gemeinde Venedigs auf die Insel Ghetto übersiedeln. Damit entstand ein Begriff, der behördlich erzwungene und räumlich begrenzte Wohnviertel umschreibt. Ursprünglich nur für jüdische Siedlungsareale angewandt, wird ‚Ghetto‘ heute für jeden Bezirk in einer Stadt, in dem eine rassische oder religiöse Minderheit lebt (z. B. Harlem in New York) angewandt. In diesem Zusammenhang haftet

dem Wort dann auch der Beigeschmack von Elendsviertel, Armut, und schmutziger Enge an. War nun das Regensburger Judenviertel ein ‚Ghetto‘?

Obwohl heute davon ausgegangen wird, dass eine Judengemeinde seit karolingischer Zeit in Regensburg ansässig war, geht ihre erste Nennung als *habitacula judeorum* in die Zeit um 1010/20 zurück. Immerhin ist es der älteste archivalische Beleg für ein Judenviertel in ganz Deutschland. Wie diese Ansiedlung ausgesehen haben mag, ließ sich archäologisch nicht nachweisen. Wir müssen aber davon ausgehen, dass sie im Areal des spätmittelalterlichen Judenviertels unter dem Neupfarrplatz lag und wohl, analog zu den Befunden profaner Bebauung an anderer Stelle in Regensburg, aus Holzhäusern bestand. Das Bedürfnis einer Gruppe Ortsfremder, räumlich zusammen zu wohnen, ist nicht nur den jüdischen Gemeinden eigen. In Regensburg saßen nur wenige Meter westlich des Judenviertels die italieni-



Abb. 2: Regensburg, ergrabene und rekonstruierte Topographie des Regensburger Judenviertels aufgrund der Ausgrabungsergebnisse von 1995–1998 (gerastert: bebaute Parzellen; weiß: öffentlich zugängliche Straßen, Plätze und Höfe).  
 1 Synagoge mit südlich angrenzendem Annexraum und Hof; 2 Brunnenhaus mit Mikwe(?); 3 Mutmaßliches Hochzeitshaus; 4 Schulhof; 5 Judenstadel; 6 Jüdisches Hospital. Dreieck: Mutmaßliche und ergrabene Standorte von Toren und Türen (Bayer. Landesamt für Denkmalpflege Regensburg, R. Röhl).

schon Kaufleute in der nach ihnen benannten Wahlenstraße ‚inter latinos‘. Sicherlich war aber für Juden die gemeinsame Ausübung ihrer religiösen Pflichten und die Einhaltung der Reinheitsgebote (Kaschrut) ein entscheidender Faktor für das Zusammenleben. In Regensburg versprach die *habitacula* auch aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten Vorteile, denn sie befand sich in bester Lage innerhalb der schützenden, auf die Römerzeit zurückgehenden Stadtmauern und in nächster Nähe zur wichtigen Fernstraße, die von Westen kommend die Stadt durchquerte. In welchem Maße diese gemeinschaftliche Ansiedlung von der Obrigkeit gelenkt wurde, bleibt unklar, wobei es kein Zufall sein dürfte, dass sie in dem Areal lag, das bis ins 11. Jahrhundert direkt oder indirekt unter königlicher beziehungsweise herzoglicher Herrschaft stand. Erst im späteren Mittelalter kann man die Verhältnisse im Judenviertel aufgrund der Archivalien besser einschätzen: Für das 12. Jahrhundert ist belegt, dass Christen Grundstücke ‚inter judeos‘ besaßen: Das Verzeichnis von 1350/53 zeigt, dass es auffälligerweise in erster Linie die dem König nahestehenden Klöster waren, denen die Juden Zins zu zahlen hatten: der Dom, St. Emmeram, Obermünster und Niedermünster. Von den 39 dort genannten

Anwesen waren nur acht im Eigentum von Juden; 31, darunter auch öffentliche Gebäude wie der Stadel, das Brunnenhaus, die Fleischbank und das ‚preuthaus‘ (Hochzeitshaus) gehörten Christen.

Nach wie vor besitzen die 1931 von Adolf Schmetzer getroffenen Festlegungen über das räumliche Ausmaß und die Grenzen des Judenviertels Gültigkeit. Auf archivalischem Wege erschloss er, dass die Häuser östlich, nördlich und westlich des heutigen Neupfarrplatzes zum Judenviertel gehörten und mit ihren Hinterhöfen an die von Christen bewohnten Nachbargrundstücke stießen. Im Süden erstreckte sich das Viertel bis zur Straße, die in der Verlängerung der Gesandtenstraße zur ältesten Pfarrkirche Regensburgs St. Kassian führte (Abb. 1). In karolingisch-ottonischer Zeit verlief diese aus Westen kommende Hauptverkehrsverbindung noch durch die ehemalige *Porta principalis sinistra*. Die Vorstellungen Schmetzers zur Topographie des Judenviertels sind mittlerweile überholt dank der Ergebnisse, die durch die archäologischen Untersuchungen am Neupfarrplatz und seiner unmittelbaren Umgebung gewonnen werden konnten.

Die entscheidende Neuigkeit und Angelpunkt jeglicher Beschäftigung mit dem Judenviertel war die Entdeckung der Synagoge an einer vorher unvermuteten Stelle, nämlich westlich der heutigen Neupfarrkirche: Im Südwesten der Judenstadt errichtete man in der Romanik, vielleicht bereits im späten 11. Jahrhundert, einen kleinen Saalbau, der im Norden eine Vorhalle besaß, während er im Süden und Westen von einem Hof umgeben war. Letzterer orientierte sich an der Hauptstraße, die zugleich die Südbegrenzung des Judenviertels war. Offensichtlich war dieser erste Synagogenbau ursprünglich auch mit einem Südportal ausgestattet, das nicht dem Judenviertel sondern der christlichen Umgebung zugewandt war (wo es von der Straße her über eine Hoftür zu erreichen war). Noch in der Romanik wurde dieser Zugang jedoch geschlossen und durch zwei Annexräume verbaut. Ob diese Maßnahme aber eine aufkommende Spannung zwischen Juden und ihren christlichen Nachbarn anzeigt oder schlichtweg durch das Bedürfnis neue Räume zu schaffen bedingt war, lässt sich nicht entscheiden.

Der archäologische Befund belegt nur, dass die neu geschaffene Gebäudestruktur auch beim frühgotischen Umbau des Synagogenkomplexes

um 1210/220 beibehalten wurde: Man erweiterte die Synagoge nach Westen hin und schuf auf den Grundmauern des romanischen Vorgängerbaus einen zweischiffigen, gewölbten Raum, der durch drei Säulen unterteilt war (Abb. 2). Im Anschluss an den Synagogenneubau erneuerte man auch die südlichen Annexräume in Form eines einheitlichen, in zwei Raumeinheiten getrennten Baukörpers. Während der Eingang zur gotischen Synagoge weiterhin vom Judenviertel her über eine nördlich angebaute Vorhalle erfolgte, war der Annexraum von Süden, von der Straße her, über den Hof zugänglich.

Betrachtet man nun die topographische Lage des Synagogenkomplexes (Abb. 2), so fällt auf, dass er augenfällig an der Hauptstraße situiert war, im Bezug auf die Judenstadt aber eher peripher lag. Wie außergewöhnlich diese Lage ist, wird im Vergleich zu den bekannten mittelalterlichen Judenvierteln von Wien, Prag, Worms, und Köln klar: die Wiener Synagoge mit ihrem westlich anschließenden Schulhof befand sich wie auch der Prager Synagogenkomplex im Zentrum des ausgedehnten Judenviertels. In Worms und Köln lag er im Judenviertel sozusagen ‚hinten‘. In allen Fällen aber war die Synagoge baulich ‚abgeschildert‘ durch gemeinschaftliche oder private Bauten. In Regensburg scheint das Gegenteil der Fall zu sein, denn die Synagoge stand als Repräsentativbau weitgehend exponiert. Sie trat aber nur kurze Zeit als Einzelbaukörper in Erscheinung, denn bereits in der Romanik wurde sie durch die südlichen Annexräume und eine steinerne Hofmauer umbaut, wenngleich man diese Anbauten von außerhalb des Judenviertels betreten konnte. Wahrscheinlich wollte man zur Regelung gemeinsamer Angelegenheiten, zum Beispiel gerichtlicher oder geschäftlicher Natur, eine Kontaktzone zwischen Juden und Christen schaffen, ohne dass jüdische Sakral- und Gemeinschaftsbauten – die Synagoge und der östlich anschließende Schulhof mit dem Brunnenhaus (mit Mikwe?) und dem Hochzeitshaus – davon betroffen wären. Diese archäologische Befundlage ist im Kontext der anderen Judenviertel einzigartig und wirft meines Erachtens doch ein Licht auf das relativ entspannte Verhältnis zwischen Juden und Christen in Regensburg, das von der Weltoffenheit der europäischen Handelsmetropole geprägt war.

Nicht nur der Synagogenbezirk stellt sich nach der Ausgrabung in neuem Licht dar, sondern auch die Bebauung und die Topographie im

Judenviertel selbst: Im Großen und Ganzen war es eine kleine ‚Stadt in der Stadt‘, ablesbar nicht nur an den archivalisch überlieferten parallelen Strukturen gemeinschaftlicher Einrichtungen sondern auch am Baubestand. Die Qualität der ergrabenen Profanbauten und ihr Bauschmuck unterschieden sich in keiner Weise von christlichen Häusern. Als jüdischer Kaufmann wollte man in puncto Lebensqualität und Wohnstandard dem christlichen Kaufmann in nichts nachstehen. Was die Lage wichtiger Bauten in der Stadt anbelangt orientierte man sich am damals Bewährten – so befand sich beispielsweise das *hospitale judeorum* an der nordwestlichen Grenze des Wohnviertels und der sogenannte Judenstadel (Warenlager) an der größten die Judenstadt durchquerenden Straße.

War Adolf Schmetzer noch von wenigen rechtwinklig verlaufenden breiten Straßen ausgegangen, so belehren uns die untersuchten Baubefunde eines Besseren (Abb. 2): Trotz Befundlücken lässt sich eine Grundstruktur der Bebauung rekonstruieren, die von engen, zum Teil verwinkelten Gäßchen, die sich zu kleinen Freiplätzen öffnen, geprägt war. Eine Ausnahme machte die sogenannte Judengasse, die im östlichen Teil des Viertels von der Hauptstraße abzweigte und geradlinig nach Norden in Richtung Dom und Steinerne Brücke führte. Bei ihrer Breite von mindestens 5 m war sie mit Karren gut befahrbar. Demzufolge lag an dieser Straße der Judenstadel, der den jüdischen Kauf-

*Abb. 3: Regensburger Judenviertel – Rekonstruktion der Situation im Westen der Judenstadt mit der Synagoge und deren Vorhalle (links im Bild) und dem Gäßchen, das aus der Judenstadt hinausführt, hier nachts mit verschlossener Türe (rechts im Hintergrund)*  
(Computeranimation: Fachhochschule Wiesbaden, Fachbereich Gestaltung).



leuten als Warenlager diente und sich gleich am nördlichen Eingang befand, dort wo die Warentransporte über die Steinerne Brücke herkommend die Judenstadt erreichten. Betrachtet man das Straßensystem der mittelalterlichen Stadt als Ganzes, so ist augenfällig, dass die Judengasse zugleich die kürzeste Verbindung aus der Stadtmitte um St. Kassian zur Donau hin war, eine Tatsache, die die Frage berechtigt erscheinen läßt, ob die Judengasse nicht auch (gelegentlich?) für den nicht-jüdischen Warenverkehr mitgenutzt wurde.

Das impliziert die Frage nach dem Ghetto, das von der älteren Literatur festgeschrieben ist als von einer Mauer umgeben und durch Tore verschlossen. Grund für die Annahme einer Ghettoisierung findet man in der kirchlichen Judenpolitik des ausgehenden 12./frühen 13. Jahrhunderts, für Regensburg speziell in der Beteiligung des Regensburger Bischofs Leo Thundorfer an der Provinzialsynode in Wien im Jahre 1267, wo Maßnahmen zur stärkeren Trennung von Juden und Christen verordnet wurden. Allein schon aus den damals ausgesprochenen Verboten läßt sich allerdings der rege Kontakt zwischen Christen und Juden belegen (gemeinsame Besuche der Badestuben und Wirtshäuser, Beschäftigung von Christen als Dienstboten in jüdischen Häusern, persönliche Freundschaften zwischen Christen und Juden usw.). Um das zu unterbinden erließ man die Vorschrift, dass jedes Judenviertel durch einen Zaun, eine Mauer oder einen Graben von den Wohnungen der Christen getrennt werden solle.

Wie realisierte man diese Vorgaben in Regensburg?

Da ein Großteil der von Juden bewohnten Häuser direkt an die Wohnungen der Christen stieß, war dort die Umsetzung dieser Bestimmung von vornherein nicht möglich. Die Praxis sah sogar so aus, dass mancherorts die Toilette von zwei benachbarten Hausgemeinschaften ‚überkonfessionell‘ genutzt wurde. Auch an den frei stehenden Grenzen des Judenviertels konnte keine Mauer archäologisch nachgewiesen werden. Aussagekräftig war diesbezüglich der Befund im nördlichen Verlauf der Judengasse (heute Residenzstraße), wo einige der zur Judenstadt gehörenden Häuser mit ihren Fassaden die Nordostgrenze des Viertels bildeten, während die gegen-

überliegenden Gebäude (Dompropstei) bereits christlich genutzt wurden. Trotz guter Erhaltungsbedingungen fand man weder die Spur einer Mauer noch die eines massiv ausgeführten Tores, das archivalisch an dieser Stelle belegt ist. Das Gleiche darf man für die Südgrenze des Judenviertels postulieren. Dort standen meist große Anwesen, die, soweit archäologisch nachprüfbar, von hinter den Häusern liegenden Höfen aus zugänglich waren. Nach außen, zur Hauptstraße hin, dürften diese stattlichen Häuser den Eindruck einer geschlossenen Häuserfront erweckt haben, was jedoch einer Ummauerung bei weitem nicht gleichkommt!

Neben den drei größeren Toren sind im 14. Jahrhundert auch weitere drei Türen, *portulae*, genannt, die an engeren Gässchen angebracht waren. Die Tore muss man sich eher in der Art eines Hoftores vorstellen, als in der Art eines befestigten Stadtores (Abb. 3). Man schloss sie nachts und an christlichen, beziehungsweise jüdischen Feiertagen. Die Torschlüssel waren in der Obhut jüdischer Anwohner. So waren die Tore zunächst Ausdruck eines Bedürfnisses nach Sicherheit vor Strolchen und Dieben. Erst mit der Zunahme antijüdischer Agitation im Laufe des 15. Jahrhunderts nahmen die Tore auch eine Abschirmfunktion ein.

Legt man das Trennende und das Verbindende auf die Waagschale, dann bekommt man den Eindruck, dass das Verbindende für einen Großteil des christlich-jüdischen Zusammenlebens im Mittelalter überwog. Das liegt nicht zuletzt daran, dass das politische und wirtschaftliche Schicksal der Regensburger Juden aufs engste mit den Geschicken der Stadt verknüpft war. Im Laufe des 15. Jahrhunderts kamen auch die Juden in den Sog der wirtschaftlichen Rezession: aus Fernhändlern und Großbankiers wurden Pfandleiher und ‚Secondhand-Verkäufer‘. Mit der Verschlechterung der Wirtschaftslage sank auch die Toleranzgrenze – in Regensburg ablesbar an einer stetig wachsenden antijüdischen Stimmung bis hin zur Vertreibung am 21. Februar 1519 aus einem Wohnviertel, das sich in seiner baulichen Substanz von den benachbarten Vierteln der christlichen Kaufleute in nichts unterschied und wohl am Ende reiner Bestandteil im eigentlichen Sinne des Wortes, mit Sicherheit aber nicht im heutigen Sprachgebrauch, ein ‚Ghetto‘ war.

## Literaturverzeichnis

- Böcher 1961 O. Böcher, „Die Alte Synagoge zu Worms“, in: E. Róth (Hrsg.), *Festschrift zur Wiedereinweihung der Alten Synagoge zu Worms*, Frankfurt a. M. 1961, 68–70, Abb. 1.
- Codreanu-Windauer/  
Ebeling 1998 S. Codreanu-Windauer/S. Ebeling, „Die mittelalterliche Synagoge Regensburgs“, in: *Monumental. Festschrift für Michael Petzet* (= Arbeitshefte des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege 100), München 1998, 449–464.
- Codreanu-Windauer/  
Wanderwitz 2000 S. Codreanu-Windauer/H. Wanderwitz, „Das Regensburger Judenviertel: Geschichte und Archäologie“, in: P. Schmid (Hrsg.) *Geschichte der Stadt Regensburg 1*, Regensburg 2000, 607–633.
- Dallmeier 1993/1994 L.-M. Dallmeier, „Archäologische Untersuchungen am Neupfarrplatz/Kramwinkel in Regensburg“, in: *Berichte der bayerischen Bodendenkmalpflege* 34/35, 1993/1994, 248 ff.
- Doppelfeld 1959 O. Doppelfeld, „Die Ausgrabungen im Kölner Judenviertel“, in: Z. Asaria (Hrsg.), *Die Juden in Köln*, Köln 1959, 71–88.
- Forneck 1999 C. Forneck, *Die Regensburger Einwohnerschaft im 15. Jahrhundert. Studien zur Bevölkerungsstruktur und Sozialtopographie einer deutschen Großstadt des Spätmittelalters*, Microfiche Univ. Marburg 1999.
- Helgert/Schmid  
1999/2000 H. Helgert/M. A. Schmid, „Die mittelalterliche Synagoge auf dem Judenplatz in Wien“, in: *Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen* 4, 1999/2000, 91–110.
- Reuter 1995 F. Reuter, „Die heilige Gemeinde Worms. Zur Geschichte des Oberrheinischen Judentums“, in: M. Matheus (Hrsg.), *Juden in Deutschland*, Stuttgart 1995, 61–84.
- Schmetzer 1931 A. Schmetzer, „Die Regensburger Judenstadt“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland* 3, 1931, 18–39.
- Wenninger 1998 M. Wenninger, „Zur Topographie der Judenviertel in den mittelalterlichen deutschen Städten anhand österreichischer Beispiele“, in: F. Mayrhofer/F. Opll (Hrsg.), *Juden in der Stadt*, Linz 1999, 81–117, bes. 100–103 (mit älterer Literatur).
- Wittmer 2001 S. Wittmer, *Jüdisches Leben in Regensburg. Vom frühen Mittelalter bis 1519*, Regensburg 2001.
- Vilímkova 1990 M. Vilímkova, *Die Prager Judenstadt*, Brno 1990, 14–43.

### Anschrift der Autorin

Silvia Codreanu-Windauer  
Bayerisches Landesdenkmalamt für Denkmalpflege  
Keplerstraße 1, D-93047 Regensburg  
silvia.codreanu@blfd.bayern.de